

grund ist Kummers Unterfangen eines Brückenschlags zwischen klassischer Philosophie und moderner Biologie eine Pionierleistung. Die Brückenpfeiler sind geschickt gewählt: einerseits die Entwicklungsbiologie, die die Aufklärung der Individualentwicklung von der Eizelle an betreibt, andererseits die aristotelische Metaphysik des Werdens. Die Frage heißt: Lassen sich die empirischen Daten der modernen Entwicklungsbiologie „in den aristotelischen Werde-Rahmen einpassen“ (68)?

Der eigentlichen Analyse vorangestellt ist eine Darstellung der Evolution als Dimension alles Lebendigen, denn: „Nothing in biology makes sense except in the light of evolution“ (15). Das 2. Kapitel zeichnet, beginnend mit den Entwürfen der Vorsokratiker, die Geschichte der Metaphysik des Werdens bis hin zur „Lösung des Aristoteles“ (57) nach. Die weitere Philosophiegeschichte bleibt unberücksichtigt, sieht man von einer eher exkursorischen Darstellung der Prozessphilosophie Whiteheads ab. Kummers Entscheidung für die aristotelische Substanz-Metaphysik scheint eher pragmatisch. Auf ihre Schwächen weist er ausdrücklich hin (67), wenn auch vielleicht zu knapp. Auf entwicklungsbiologische Fragen bezogen hält er sie „nach wie vor“ (12) für brauchbarer als „die mechanistische Alternative“ (67). Geradezu spannend liest sich das 3. Kapitel zur Geschichte der klassischen „Entwicklungsmechanik“ bis hin zur modernen Molekularbiologie. Kummer versteht es meisterhaft, den Zusammenhang von Wissenschaftsgeschichte, im Hintergrund stehenden philosophischen Fragen und biologischen Fakten darzustellen.

Die folgenden Kapitel leisten ein Doppeltes: Zum einen wird das neueste poplarwissenschaftliche Dogma von der Allmacht der DNA – die Bedeutung epigenetischer, d.h. physikali-

scher, biochemischer und topologischer Parameter (213) – herausgearbeitet. Dementsprechend wird vor dem Genetik-Kapitel ausführlich auf die Rolle der Proteine bei Transkription und Signaltransport eingegangen sowie auf die offene Frage der Proteinfaltung; deren thermodynamische und kinetische Aspekte werden allerdings nicht immer klar auseinandergehalten. Das 6. Kapitel („Wie man eine Fliege macht“), ein detaillierter Überblick über die Entwicklung des „genetischen Musterorganismus“ *Drosophila*, zeigt: „Organisation (entsteht), und sei sie auch so elementar wie die eines Eies, immer aus schon vorhandener Organisation – nie aus dem Genom allein“ (222). Im Abschlußkapitel führt Kummer seine philosophischen und entwicklungsbiologischen Darlegungen zur Frage nach der Begründung des Organismusganzen zusammen. Drei Modelle diskutiert er: das kombinatorische, das „bionomische“ und das aristotelische (das gegen Kapitelende zu einem teilhardschen mutiert). Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister schließen den Band ab.

Kenntnisreich im Detail und mit dem Blick für das Ganze geschrieben, kann sich der Leser einen Einblick verschaffen, wie Philosophie und Entwicklungsbiologie aufeinander verwiesen sind, und nebenbei wird er über neueste Forschungsergebnisse unterrichtet. Unabhängig davon, ob man der dargebotenen „aristotelischen Lösung“ in allen Einzelheiten folgen mag: Kummer setzt mit diesem Buch Maßstäbe für die Bearbeitung philosophisch-biologischer Grenzfragen. Eine Lesehilfe: Die Lektüre dieses fast abbildungslosen Buchs wird erleichtert, wenn man sich, dem Rat seines Autors folgend, das Geschriebene gelegentlich anhand von Abbildungen der S. 13 genannten Lehrbücher veranschaulicht.

Johannes Seidel SJ

Kirche

KEHL, Medard: *Wohin geht die Kirche?* Eine Zeitdiagnose. Freiburg: Herder 1996. 173 S. Kart. 22,80.

Dieses Buch läuft gegen den vielbeschworenen Trend der Krise des religiösen Buchs: In kurzer Zeit erlebte es fünf Auflagen. In Anknüpfung an

Karl Rahners immer noch aktuelle Überlegungen zum „Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance“ aus dem Jahr 1972 fragt Medard Kehl: „Wo stehen wir? Was sollen wir tun? Wie kann eine Kirche der Zukunft gedacht werden?“ (11) Dabei greift er auf Vorträge und Artikel zu-

rück, die zum Teil schon in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden.

Im ersten Teil zeichnet der Autor mit Hilfe neuerer religions- und kultursociologischer Analysen ein ungeschminktes Bild der gesellschaftlichen und kirchlichen Realität. Dabei verschließt er nicht die Augen vor der außerordentlichen Krisensituation, in der sich die Kirche im mittel- und westeuropäischen Raum befindet. Leitend ist die These, daß die Kirche selber Anteil hat an der derzeitigen Umbruchphase in der neuzeitlich-europäischen Kultur (19). So vermeidet Kehl eine Fixierung auf binnenkirchliche Konflikte, die allerdings auch zur Sprache kommen. Kritisch stellt er fest, daß gerade von der zentral-kirchlichen Leitung in Rom wenig kreative und flexible Unterstützung dieses notwendigen Innovationsprozesses kommt (20).

Im zweiten Teil deutet er die innerkirchlichen Konflikte als Zeichen des ungeklärten Verhältnisses zwischen Kirche und Moderne. Der Leitfaden dabei ist wie schon in Kehls 1992 vorgelegter Ekklesiologie (vgl. diese Zs. 210, 1992, 645 f.) das Verständnis der Kirche als Sakrament der *Communio* Gottes. Dementsprechend müßte sich die Kirche in Treue zum Zweiten Vatikanischen Konzil als kommunikative Einheit aller Gläubigen verwirklichen. Besonders aufschlußreich ist der Abschnitt über „Das Ungleichgewicht zwischen Universalkirche und Einzelkirchen“, in dem Kehl das Schreiben der Glaubenskongregation vom 15. Juni 1992 über „einige Aspekte der Kirche als *Communio*“ einer kritischen Prüfung unterzieht (80 ff.). Gegenüber dem neu akzentuierten römischen Zentralismus plädiert Medard Kehl für eine Stärkung der Teilkirchen und der synodalen Zwischeninstanzen zur Einlösung der *Communio*-Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Im dritten Teil entwirft der Autor Perspektiven und Prognosen, unter denen die gegenwärtige Situation der Kirche auch als Chance und Herausforderung erscheinen kann. Von seiner Vertrautheit mit der pastoralen Praxis zeugt sein Vorschlag einer neuen Sakramentenkatechese nach der jeweiligen kirchlichen Segens- oder Sakramentsfeier (135 ff.). Eine andere Chance für eine kirchliche Erneuerung sieht er in den neuen geistlichen Gemeinschaften, wobei er aber auch

auf deren Gefahr einer (kirchen-)politischen Rechtslastigkeit und einer religiösen Nischenkultur hinweist (156).

Im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils führt Medard Kehl in diesem Buch eine schöpferische Auseinandersetzung zwischen christlichem Glauben und moderner Kultur. Ohne in den Chor der Kirchenapokalyptiker von rechts oder von links einzustimmen, lokalisiert er auch produktive Anknüpfungspunkte für eine neue Glaubensverkündigung in der „postmodernen“ Kultur. Darüber hinaus ermutigt er, in der Kirche zu verändern, was zu verändern ist, anzunehmen, was nicht zu ändern ist, und er entfaltet hilfreiche Kriterien, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Martin Maier SJ

KRÄTZL, Helmut: *Kirche im Zeitgespräch*. Salzburg: Otto Müller 1996. 217 S. Geb. 29,80.

127 von 200 Glossen, die der Wiener Weihbischof zwischen 1988 und 1996 in der katholischen Wochenzeitung „Die Furchen“ veröffentlicht hat, sind hier versammelt. (Hätte der Lektor oder die Lektorin das Vorwort Krätzls gelesen und ins Inhaltsverzeichnis geschaut, würde auf dem Umschlag wohl nicht stehen, man trafe auf 200 Glossen.) Ein Bischof begibt sich ins Gespräch mit Themen der Zeit. Krätzl mischt sich ein, er bezieht Stellung, umgeht sogenannte heiße Eisen nicht, auch nicht elegant. Die Glossen sind 14 Bereichen zugeordnet: Spannungen, Erneuerung, Papst, Priesteramt, Ehe(-Moral), Abtreibung, Schule, Ökumene, Schlagzeilen, Parteipolitik, Weltpolitik, Menschenbilder, Selbstbildnis. Jeder Text ist kurz eingeleitet, um Anlaß oder Motiv der Glosse verstehen zu können. Gelegentlich ist am Schluß etwas über das Echo geschrieben, das eine Glosse ausgelöst hat.

Etwa die Mahnung des Generalrelators der Kongregation für Heiligsprechungen, als Krätzl über Johannes XXIII. gemeint hatte, die Seligsprechung des Gründers des Opus Dei hätte die Prozesse für Paul VI. und Pius XII. überholt, ganz zu schweigen davon, daß der Roncalli-Papst („schuld am Konzil“) fallengelassen worden sei, obwohl doch seinerzeit die Konzilsväter an eine Heiligsprechung per Akklamation dachten (203–205). Oder die Reaktion zweier so unterschiedlicher Naturen wie der Talk-Plauderer